Die Welt der Frau



Beilage zum „Posener Tageblatt"



Nr. 19. Posen, den 16. September 1928

Ungern-Sternberg:

Die Blätter deines Herbstes

Laß sie hingehn, wie der Wind sie treibt,
All die Blätter deines Herbstes!
Was da welk und grau am Boden bleibt,
Du, Septembersonne, färbst es.

Eins zum andern, hingelockt vom Tanz,
hebt es sich in hellen Flammen:
Leicht und lose fügt der letzte Kranz
sich von selbst für dich zusammen.

Die Frau und der Weltfriede.

Von **Katharina von Kardorff.**

Wir Frauen aller Nationen, wir Mütter der ganzen Welt, wir sind die berufenen Vertreter des Friedensgedankens.

Wir tragen das Wunder der Menschwerdung in uns, und durch dieses Wunder sind wir verpflichtet, den Friedensweltbund der Mütter in allen Staaten, über alle Grenzen der Nationen hinweg zu bilden. Schöpferinnen des Lebens, tragen wir die höchste Verantwortung, das Leben zu erhalten. Damit ist die Heiligmachung des Lebens für uns eine selbstverständliche Forderung. Darum empfinden wir den Krieg als unnatürlich. Die Frau findet sich, wenn auch unter Schmerzen, mit dem natürlichen Tode ab, der ihre Nächsten hinwegrafft, weil er zum Kreislauf der Natur gehört, aber sie bäumt sich gegen den brutalen Eingriff auf, den der Krieg bedeutet. Unerträglich bleibt der Gedanke, daß die Staatsgewalt, deren Vollkommenheit und Unfehlbarkeit niemals und von niemand verbürgt werden kann, das Recht besitzen soll, mittels des Krieges Leben auszulöschen. Dagegen wehren sich unsere natürlichsten Instinkte, unser innerstes Gefühl, und dieses Gefühl muß unser stärkstes Argument sein. Bisher ist den Männern bei aller Anerkennung der Vernunftgründe, die sie anführen können, nicht gelungen, damit den Weltfrieden zu ermöglichen. Wird das tiefste Sein der Kreatur berührt, so reicht die Vernunft nicht aus. „Gefühl ist alles" — sagt der Dichter, der das tiefste Verständnis für die menschliche Seele hat.

Liebe, Hingabe und Aufopferung erfüllt das Leben der Mütter, der mütterlich empfindenden Frauen; uns zusammentun zur Ablehnung des Krieges, das ist unsere Berufung, unsere Mission. Zum Schutz des Lebendigen wollen wir den Weltfrieden.

Wenn die göttliche Aufgabe der Frau bedeutet, Glück in der Familie zu bereiten, so geht daraus ihre politische Aufgabe hervor, denn nur durch glückliche Familien kann sich ein friedlicher und dadurch glücklicher Staat und über die Grenzen hinaus eine Staatenzusammengehörigkeit, eine Solidarität der Völker entwickeln.

Es ist darum von größter Bedeutung, den Einfluß der Mütter zu erhöhen.

In allen Staaten haben sich nachdenkliche Frauen immer gefragt, warum gerade sie, die Mütter des Menschengeschlechts, ausgeschlossen sind von allem, was Ehre, Ruhm und Macht in der Oeffentlichkeit bedeutet. Viele haben gelitten unter der Machtlosigkeit ihrer Stellung, und deshalb haben wir heute die doppelte Pflicht, in allen Staaten nicht nur für eine theoretische Gleichberechtigung mit dem Manne Sorge zu tragen, sondern auch für eine tatsächliche. — Es spricht aus diesem Wunsche nicht der egoistische Wille, mit Männern um Stellungen zu kämpfen, sondern es liegt im Interesse des Wohlergehens der Staaten, wenn wir unsere Stellung verstärken, wenn wir fester zusammenhalten, neidlos uns dienen als Schwester der Schwester — zum Schutze des Friedens.

Deshalb keine Abwendung der Frauen von der politischen Arbeit; die Politik des Friedens ist ein Erziehungswert der Mütter, eine Erziehung, die in der Kinderstube anfängt und im Parlament endigt.

Seien wir uns bewußt, daß eine unendliche Macht uns Frauen durch unsere numerische Ueberlegenheit verliehen ist, daß wir das gewaltigste Friedens-„heer" der Welt darstellen, wenn sich alle Mütter der zivilisierten Erde uns anschließen. Wir deutschen Frauen vergeben uns nichts, wenn wir den Müttern und Frauen anderer Nationen bittend die Hände entgegenstrecken: „Vergessen wir Mütter untereinander Sieg und Besiegtsein, treten wir in unseren Heimatstaaten ein für gegenseitige Gleichberechtigung, Freiheit der Völker in wirklichem Sinne eines wahrhaftigen Friedens!"

Wir deutschen Frauen brauchen die Mithilfe, die Mitwirkung der Frauen aller Länder, denn wir leiden heute noch, im zehnten Jahre nach Beendigung des entsetzlichen Weltkrieges, trotz des absoluten Willens, den Kriegsächtungsvertrag, den Kelloggpakt nicht nur zu unterschreiben, sondern auch zu halten, unter der fremden Besatzung in unserem Vaterland.

Wir Frauen wollen die wirkliche Abrüstung — aber oft erscheinen mir die Friedensreden wie Sanktionierungen des Rüstungszustandes.

Wir Frauen wollen nicht den Tod unserer Nation durch den Krieg, sondern das Leben unserer Nation durch den Frieden!

Es besteht ein nicht in das Vereinsregister eingetragener Weltbund der Mütter; er dient der Völkerversöhnung, dem Weltfrieden, er beschleunigt die kulturelle Entwicklung der Völker, er ist die sicherste Basis einer glücklicheren Zukunft.

Die Erwerbstätigkeit der Hausfrau.

Das höchste Schweizer Gericht, das Schweizer Bundesgericht hat vor einiger Zeit in einem Ehescheidungsprozeß einen Beschluß gefaßt, der von grundsätzlicher Bedeutung für die juristische Bewertung der Tätigkeit der Hausfrau ist. Das Schweizer Bundesgericht kam nämlich in seinem Urteil zu der Auffassung, daß die Hausfrau insofern als die Versorgerin ihres Mannes angesehen werden muß, weil sie durch die Führung des Haushalts vollwertige Berufsarbeit leistet und durch ihre Tätigkeit dem Manne Existenzmittel verschafft.

Soweit uns bekannt ist, ist dieses Urteil des Schweizer Bundesgerichts in ganz Europa das erste rechtskräftige Urteil, durch das die Arbeit der Hausfrau als eine vollwertige Berufsarbeit in ganzem Umfange anerkannt und jeder anderen Berufsarbeit gleichgesetzt wird. Dieser Gerichtsbeschluß des höchsten Schweizer Gerichtshofes geht in seinen Konsequenzen sogar weiter als die Forderungen, die die deutschen und zum Teil auch die internationalen Frauenverbände für die Anerkennung der beruflichen Arbeit der Hausfrau gestellt haben. Diese prinzipielle Anerkennung der Tätigkeit der Hausfrau als vollwertige Berufsarbeit würde auch im deutschen Recht vollkommen genügen als Grundlage für die gerichtliche Durchsetzung aller Forderungen, die die Frauen in bezug auf ihre hausfrauliche Arbeit aufgestellt haben. Die Schweiz hat uns mit diesem Beschluß gezeigt, daß nicht einmal ein umständlicher Gesetzapparat in Bewegung gesetzt werden muß, um dies naheliegende und einfache Ziel zu erreichen, sondern daß ein Gerichtsbeschluß der obersten Gerichtsbehörde ausreicht, um der Hausfrau ein- für allemal die Rechte aus ihrer Hausfrauentätigkeit in beruflicher und finanzieller Hinsicht zu sichern. Wenn durch Gerichtsbeschluß festgestellt ist, daß die Frau durch die Führung des Haushalts vollwertige Berufsarbeit leistet, so erhält sie damit das Recht, für diese Berufsarbeit eine Entschädigung, d. h. ein Gehalt oder einen Lohn zu fordern. Damit rückt das Problem der Hausfrauenarbeit auf eine Basis, die man im allgemeien als tragfähiger ansehen kann als die, die die Frauenverbände mit ihren recht komplizierten Gesetzesforderungen bisher geschaffen haben.

Die Idee der Entlohnung der Hausfrau ist übrigens nicht so überraschend und neu, wie manche annehmen könnten. Sie ist in den Zeitschriften der Frauenrechtlerinnen schon seit langer Zeit diskutiert worden, und man hat ganz prinzipiell die Schaffung eines Gesetzes gefordert, das die Entlohnung für den Hausfrauenberuf wie für jede andere berufliche Tätigkeit vorschreibt.

Durch den Beschluß des Schweizer Bundesgerichts ist diese Forderung wenigstens in den Fällen bereits erfüllt, in denen innerhalb der Ehe juristisch die Gütertrennung besteht. In solchen Fällen kann die Ehefrau in der Schweiz auf Grund des Urteils des Bundesgerichts für ihre berufliche Tätigkeit als Hausfrau eine angemessene Entschädigung verlangen und eventuell auf gerichtlichem Wege einklagen. Vielleicht wäre es das zweckmäßigste, dieses für die heutige Frage der Ehereform auch in Deutschland nicht unwichtige Problem auch bei uns auf diesem Wege zur Lösung zu bringen. Die Frauenverbände müßten versuchen, in einem be-

sonders gegebenen Falle eine ähnliche Entscheidung der obersten deutschen Gerichtsbehörde, des Reichsgerichts, herbeizuführen. Dann wären manche der schwebenden Probleme wesentlich vereinfacht, und es würde genügen, durch eine Gesetzesnovelle noch den Zwang zur Gütertrennung prinzipiell auszusprechen, um der Hausfrau alle ihre finanziellen Rechte zu sichern, deren sie zu ihrer beruflichen Anerkennung bedarf.

Das Haar der Frau.

Der Führer der Futuristen, Marinetti, erklärt dem Bubikopf den Krieg. Er veröffentlicht eine Angriffsschrift, der wir einige seiner Sätze entnehmen wollen:

„Langes Haar verlängert das Liebesbegehren, kurzes Haar verkürzt es."

„Langes Haar ist der laubreiche Sommer, kurzes Haar das verheerte Universum."

„Langes Haar ist schönes Heidentum, kurzes Haar der nüchternste Protestantismus."

Die Mode des kurzen Haares ist entstanden infolge einer vorübergehenden Schwächung des männlichen Instinktes."

Das sind klare und deutliche Worte eines Mannes, die im Lager der Männer Beifall und Anklang finden werden. Denn im allgemeinen liebt der Mann an der Frau das lange Haar und trauert, wenn sie dieses Attribut ihrer Schönheit dem Schermesser opfert. Er weist darauf hin, daß das abgeschnittene Haar das Zeichen von Sklaventum ist. In gewissen Hottentottenstämmen muß die Frau das Haar abschneiden lassen, vorwiegend allerdings aus praktischen Gründen. — Wenn wir aber die Sagen aller Völker betrachten, so finden wir in ihnen wieder und wieder den Hinweis, daß das Haar sozusagen der schönste Schmuck der Frau ist. Hochherzige Frauen opfern diesen herrlichsten Schmuck, ihr Haupthaar, in der Stunde der höchsten Not für einen geliebten Menschen. Durch die Hergabe dieser größten und edelsten Weibeszierde kaufen sie ihn frei.

Unter den antiken Frauenstatuen der italienischen Museen gibt es nur eine einzige Figur mit kurzgeschnittenem Haar, das ist Artemes, die Göttin der Jagd. Eine Venus mit Bubikopf schiene undenkbar.

In der Hinterlassenschaft des Satirikers Jonathan Swift fand man eine Locke von dem Haar seiner Freundin Stella in Papier eingewickelt und mit der Aufschrift versehen: Nur das Haar einer Frau. Ein wehmütiges Wort, aus dem wir herauslesen können, was diese Frau dem Dichter bedeutet hat. Auch andere große Männer haben ausgesprochen, wie hoch sie das Haar der Frau schätzen, sagt doch zum Beispiel Baudelaire in seiner Ode auf die Lockenmähne seiner Mulattin:

Das schmachtende Asien und das sengende Afrika,
eine ganze ferne, entlegene und fast ausgestorbene
Welt lebt in diesen Tiefen,
o du wohlduftender Wald!
Wie der Geist der andern
von der Musik betönt wird,
so trägst du, o Geliebte,
meinen Geist hinweg
auf dem Duft deines Haares.

Oder verweilen wir bei dem Hohen Lied Salomonis:

Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen, die gelagert sind am Berge Gilead herab, oder „Das Haar auf deinem Haupte ist wie der Purpur des Königs, in Falten gebunden."

Wie aber sollte die heutige Frau im Bubikopf sich verhalten, wenn sie in die Lage der Lady Godiva käme, jener barmherzigen englischen Aristokratin, die voll tiefem Mitgefühl für die Armut ihrer Mitmenschen ihren gestrengen Gemahl anflehte, den bedrückten Untertanen die Steuern zu erlassen. Höhnisch versprach er, ihre Bitte zu erfüllen, falls sie nackt durch die Straßen von Coventry gehen wolle. Er meinte ein Unmögliches zu fordern. Aber die Menschenliebe in der Lady Godiva war größer als ihre Scham und Keuschheit, sie trat den schweren Opfergang an, ohne Kleider, nur ihr langes, dichtes Haar hüllte sie ein wie ein Mantel, der ihren Leib verbarg. Die dankbaren Bürger der Stadt hatten gelobt, sich während ihres Ganges in den Häusern zu halten und alle Fensterläden zu schließen. Dieses Gelübde hielten sie: einsam war es in den Straßen, als Lady Godiva in dem wallenden Mantel ihres Haares hindurchschritt. Nur ein Schelm in der Stadt brach die Abrede, er versuchte durch einen Spalt einen Blick auf die wunderschöne, engelreine Frau zu erhaschen, sein Wehgeschrei verriet alsbald seine Missetat, der Himmel hatte ihn zur Strafe für seinen Frevel mit Blindheit geschlagen.

Eine der schönsten und tiefsten Geschichten, die uns aus früheren Zeiten überkommen sind. Werden die Bubiköpfe unserer Tage ein Gegenstück zu liefern imstande sein?

„Der Stoff schmutzt nicht!"

Von Else Rema.

(Nachdruck verboten.)

Man kann diesen Ausspruch oft von Frauenlippen hören, und meist in Verbindung mit dem Lob: „Man sieht auf ihm die Flecken nicht." Es ist nicht schwer, sich in die Motive dieses Standpunktes einzufühlen; denn zarte, lichte Stoffe sind empfindsam und werden darum im gewöhnlichen Leben als unpraktisch bezeichnet, während die andere Kategorie, die nicht schmutzt und auf der man die Flecke nicht sieht, als praktisch und widerstandsfähig gewertet wird. Es gibt selbstverständlich Lebenslagen, die Sparsamkeit und Einfachheit zum Gesetz machen, eine gewisse Resignation auf alles Freudige, was Geld kosten könnte, und dahin gehören helle Stoffe, die oft gereinigt werden müssen; denn auch Sauberkeit kann Luxus bedeuten. Aber gerade bei Frauen wird durch solchen Verzicht die äußere Erscheinung bedauerlicherweise mehr als vorteilhaft für sie beeinträchtigt; Weiblichkeit und Farbenfreude gehören nun einmal zusammen. Aber die Stoffe, die nicht schmutzen, überhaupt nicht empfindsam sind, zeigen meist graue, ins Bräunliche spielende, unbestimmte Töne, die nur wenigen Gesichtern zur kleidsamen Folie dienen.

Jedoch auch schwarze Kleider werden von jenen Frauen bevorzugt, die sparen müssen oder wollen; aber wer hätte nicht schon die Beobachtung gemacht, daß solche schwarzen Kleider, die jahrelang getragen und nur selten, dann meist im Hause, gereinigt werden, unschön, abgetragen, verschlissen, ja geradezu melancholisch wirken, und daß scheinbare Widerstandsfähigkeit somit zu einer sehr illusorischen, eingebildeten gemacht wird.

Es gibt aber auch weibliche Naturen, die aus innerster Neigung heraus, aus bestimmter charakteristischer Veranlagung nicht anders können, als sich in praktische, widerstandsfähige Stoffe kleiden, die immer nach dunklen Farben greifen und sich nicht zu hellen überwinden können, auch wenn es die Gelegenheit von ihnen fordern würde. Denn Festgewänder waren allzeit hell und licht.

Es sind meist Frauen, die unscheinbar und anspruchslos durchs Leben gehen; sie werden wenig von der Außenwelt beachtet, von den Ihrigen geliebt, aber stets mit kleiner Einschränkung, die aus der Unfähigkeit ihres Temperaments, Lebensfreude zu fühlen und zu verbreiten, resultiert. Es gibt Ehemänner und Söhne, die die Gattin und Mutter nie anders als in schwarzen Kleidern oder in solchen unbestimmter Farbe gesehen haben und denen oft nie zur Erkenntnis kommt, was ihnen an der Frau, die sie lieben, fehlte, was ihnen Beeinträchtigung ihrer Erscheinung schien.

Man kann aus seiner Haut nicht heraus. Goethe hat das banale Wort wunderschön poetisiert: „Jeder Mensch muß sein Sein vollenden, wie er es begonnen."

Es werden meist Pessimistinnen sein, die ihr Leben dunkel und anspruchslos gekleidet spinnen, Frauen, die stets versorgt in die Zukunft sehen und die sich an den Annehmlichkeiten der Gegenwart nicht recht zu freuen vermögen. Es kommt ihnen nicht zum Bewußtsein, welchen Raub sie an sich und ihrer Umwelt begehen, indem sie sich nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich zu Freudlosigkeit und Resignation verdammen. „Sie sieht stets aus wie eine graue Motte," heißt es dann oft im Freundes- und Verwandtenkreise; Ehemänner stellen Vergleiche an, vermögen aber nie die wirkliche Ursache zu ergründen, warum andere Frauen heiter und freundlich wirken, die eigene aber traurig und versorgt. Allerdings vermag man gelegentlich von Frauen zu hören: „Mein Mann möchte, daß ich stets hell gekleidet gehe." Aber wer soll die hellen Kleider immer reinigen?

Gemusterte Stoffe gelten im allgemeinen für praktischer als die glatten; aber nicht jede Gestalt verträgt Muster. Auch nicht Streifen und Karrees.

Lieber etwas weniger praktisch sein, wenn es die Verhältnisse gestatten, und dafür optimistischer durchs Leben gehen.

Wenn das Essen kalt auf den Tisch kommt.

Von Else Rema.

(Nachdruck verboten.)

Der Feinschmecker wünscht die Speisen, die er zu sich nimmt, unter allen Umständen entsprechend temperiert. Mit anderen Worten: die Suppe muß heiß, der Wein kalt sein. Oder der Mokka, den er nach Tisch genießt, muß in der Tasse dampfen, den Eiskaffee am Abend aber wünscht er von eiskalter Temperatur.

Nur ein Bruchteil der Menschheit kann sich den Luxus leisten, Feinschmecker zu sein, und nur ein Prozentsatz hat die zweifelhafte Gabe von der Mutter Natur mit auf den Lebensweg bekommen.

Es gibt aber auch Menschen, die durchaus nicht diffizil im Essen und deren Ansprüche leicht zu befriedigen sind, die aber schmerzlich darunter leiden, wenn man ihnen die Speisen, die heiß genossen werden sollen, kalt serviert, und denen, wie man zu sagen pflegt, der Appetit vergeht, sobald der Fisch oder der Braten ihnen ausgekältet vorgesetzt wird. Auch eine heiße Soße vermag sie nicht über den wahren Tatbestand zu täuschen oder zu trösten. Nicht minder ärgerlich ist ihnen kaltes Gemüse, und ungenießbar scheinen ihnen Kartoffeln, die vor einer Stunde einmal heiß gewesen sind. Die allgemein gültige Anschauung besagt mit Recht, daß selbst minder gut bereitetes Essen in heißem Zustande noch recht gut schmecken kann, während es kalt geradezu ungenießbar wird. Man darf auch nicht vergessen, daß ein großer Teil der Menschheit nervös und überanstrengt ist; ihnen ist heißes Essen unentbehrlich zur Stärkung und Auffrischung.

In den Familienhaushaltungen ist meist falsche Arbeitseinteilung die Ursache des Uebelstandes, den entweder die Hausfrau selbst oder die Angestellte verschuldet. Die moderne Kochweise auf Gas oder dem elektrischen Kocher kompliziert selbstverständlich die Warmhaltung der verschiedenen Speisen um einige Grade und macht die Beherrschung eines ganz sorgsam ausgeklügelten Systems zur Voraussetzung und Bedingung.

Es gibt Hausfrauen, die sorgsam bedacht sind, nur heißes Essen auf den Tisch zu bringen, und die eine gewisse Künstlerschaft darin erreicht haben, auf wenigen Flammen eine ganze Mahlzeit zu bereiten, ohne daß auch nur eine einzige Schüssel auskältet;

aber es gibt auch wiederum Frauen, die gar kein Verständnis für diese Seite der Koch- und Wirtschaftskunst besitzen, und die demzufolge sehr harthörig den Klagen über kaltes Essen gegenüberstehen. Man muß zugeben, die Sache ist nicht so einfach, wie sie aussieht; aber andererseits wird gerade hier nur zu oft gedankenlos gesündigt. Eines der obersten Gebote ist das Warmhalten von Tellern und Schüsseln. Hat man keinen besonderen Apparat für diesen Zweck, so spült man sie wenigstens mit heißem Wasser sorgsam aus, bevor man die Speisen anrichtet. Ferner lasse man sie nicht überflüssig lange auf der Anrichte vor dem Servieren stehen. Aber gerade in diesem Punkt wird meist gesündigt. Da wird erst noch eine weiße Schürze umgebunden, die man aus dem Schranke holt, dann entdeckt man im letzten Moment, daß man vergessen hat, die Wasserflasche zu füllen, auch das Salznäpfchen befindet sich nicht in der erforderlichen Verfassung, oder man hat übersehen, das Brot zu schneiden, das der Hausherr nicht auf dem Tisch missen will. Man kann die vielen Verrichtungen, die von den Hausangestellten noch erledigt werden, während das Essen schon auf dem Tablett bereitsteht, nicht aufzählen; denn ein Ende der Liste wäre nicht abzusehen.

Aber auch schon bei der Zubereitung werden Fehler begangen. Die Köchin, die ein Dutzend Kotelette bratet und die sechs davon auf eine Schüssel legt, ohne besondere Vorsichtsmaßregeln zur Warmhaltung zu brauchen, bedenkt nicht, daß sie rettungslos auskühlen müssen, während der Rest noch in der Pfanne brutzelt. Auch wenn Braten oder das Geflügel zu lange auf dem Tranchierbrett liegen, erkalten sie, wenn man nicht die Vorsicht braucht, alles noch einmal vor dem Anrichten zu erwärmen, was aber nur selten geschieht.

Am leichtesten sind Eier und Kaffee dem Erkalten ausgesetzt, die Eier, wenn sie auf einer minder erhitzten Stelle des Herdes stehen und, wie bei Spiegeleiern, mehr gerinnen als braten, und der Kaffee, sobald die Kanne nicht im heißen Wasserbad vor dem Erkalten geschützt wird, während man ihn aufbrüht. Zum Aufwärmen ist das Wasserbad am empfehlenswertesten, überhaupt auf dem Gaskocher oder elektrischen Apparat, weil die Erhitzung dann gleichmäßig und ohne Schädigung für den Wohlgeschmack der Speisen bewirkt wird.

Es gibt reizende Wasserbadtöpfe im Handel, die das Wärmen zu einem wahren Kinderspiel machen.

Verwunderlicher- und bedauerlicherweise berücksichtigen die Kochbücher niemals Anleitungen zum Warmhalten der Speisen; auch Brillat-Savarin, der berühmteste Feinschmecker aller Zeiten, der in seiner Psychologie des Geschmacks nur wenig unerwähnt gelassen hat, was irgendwie mit Feinschmeckerei im Zusammenhang steht, hat sich über d i e s e n wichtigen Punkt a u s g e s c h w i e g e n.

Von der Frau.

Es wird immer wieder die Tragödie der Frau bleiben, da noch zu lieben wo sie bereits hassen müßte!

*

Frauen lieben bei Romanen das Schlußkapitel. Im Leben dagegen wollen sie immer noch eine Fortsetzung haben!

*

Wer aus der Liebe ein Geschäft macht, wird dieses Geschäft selten mit Liebe betreiben!

*

Eine kluge Frau versteht nicht nur ihren Mann — sie versteht, es ihm auch zu zeigen!

*

Für nichts erweist eine Frau sich so dankbar, als für das Verständnis ihres Herzens!

*

Man gibt als Frau sein Alter nur dann gern zu, wenn man weiß, daß man jünger aussieht! Smada.

Die praktische Hausfrau.

Wie behandelt man stumpf gewordene Lackschuhe? Lackschuhe, die stumpf geworden sind, lassen sich wieder auffrischen, wenn man eine Zwiebel auseinanderschneidet und mit dieser das Lackleder kräftig einreibt. Mit einem weichen Tuch nachgerieben, zeigt sich wieder ein schöner Glanz.

Wie behandelt man kleine Kakteen? Am besten stellt man die kleinen Pflanzen in den Sommermonaten halbschattig. Sehr gut tut ihnen ein öfteres Ueberbrausen. Große Kakteen können volle Sonne vertragen. Im November bis März müssen Kakteen trocken gehalten werden.

Beseitigung von Sodbrennen. Ein sicheres Mittel ist eine Messerspitze voll doppelkohlensaures Natron mit einem Schluck Wasser. Brombeerblättertee morgens und abends hilft auch. Das leidige Sodbrennen rührt von überschüssiger Magensäure her; man meide fette Kost und alle sauren Speisen.

Um Seife zu zerschneiden, stellt man sich kostenlos einen Apparat aus dünnem Draht her; an jedem Ende wird ein Paketknebel befestigt. Der Draht schneidet besser als ein Messer, und man vermeidet das Bröckeln der Seife.

Schälen von Zwiebeln. Zwiebeln kann man schälen, ohne daß die Augen tränen, wenn man sie während des Schälens in Wasser taucht.

Praktische Winke.

Kaffee- und Teeflecken entfernt man aus farbiger oder weißer Wäsche, indem man Glyzerin auf die Flecke träufelt. Man läßt es mindestens eine Stunde einwirken und wäscht es dann in der bekannten Weise aus.

Wie wäscht man Spitzendecken? Spitzendecken, die gewaschen werden, bekommen ihre ursprüngliche Form, ohne sich zu verziehen, wenn man sie halbfeucht auf einem weißen Leinentuch über einer glatten Fläche (Plättbrett) nadelt; man achte dabei auf rostfreie Nadeln!

Achtung beim Fleischklopfen. Jede Art von Fleisch läßt sich besser klopfen, wenn der Holzhammer vorher in kaltes Wasser getaucht wird.

Blechdosen leicht zu öffnen. Oft kommt es vor, daß eine Blechdose nur sehr schwer oder gar nicht zu öffnen ist. Kraftanwendung ist hier gar nicht am Platz. Man legt die betreffende Blechdose mit der rollenden Seite auf einen Tisch und rollt sie hin und her. Der Deckel wird sich in wenigen Sekunden lockern.

Reinigung von Holzbrettern, Holzlöffeln usw. Hölzerne Gegenstände reinigt man am besten nicht mit Seife, sondern mit Sand oder Messerputzpulver, fettige Bretter noch nachträglich mit Sodawasser. Mit dem Erfolg wird man zufrieden sein.

Flecke in der Wäsche zu entfernen. Obst-, Rotwein-, Likör-, Tabakflecke entfernt man mit Chlorkalklösung. Medikamenten- und Tintenflecke mit heißer Milch, Zitrone und Chlorkalklösung, sowie Kleesalz. Rost- und Eisenflecke mit Zitrone und Sonne. Blutflecke müssen in kaltem Wasser aufgelöst und mit Seifen- oder Sodalösung ausgewaschen werden oder mit lauwarmem Wasser und Salmiakgeist. Jodflecke entfernt man mit Spiritus.

Für die Küche.

Senfsoße mit Eiern. Drei Eßlöffel Senf, drei Eßlöffel Olivenöl und drei Eßlöffel Essig werden zusammen eine Zeitlang gerührt, mit zwei Eigelb abgerührt, dann wird eine kleine geriebene Zwiebel darunter gemengt und sodann mit Pfeffer, Salz und Zucker abgeschmeckt.

Kaffee-Auflauf. 100 Gramm frisch gebrannter, etwas zerstampfter Kaffee wird in einen halben Liter süßen, kochenden Rahm getan, der Topf zugedeckt und alles eine Stunde ziehen gelassen; dann wird er vom Feuer genommen und, wenn er erkaltet ist, durchpassiert. 100 Gramm Mehl werden mit dem Rahm angerührt und auf dem Feuer dick gekocht; 100 Gramm Butter, 100 Gramm Zucker und acht Dotter werden eine halbe Stunde gerührt, mit dem kalten Brei und dem steifen Schnee vermischt und in einer vorgerichteten Auflaufform dreiviertel Stunden gebacken.

Rehkoteletts mit Maronenpüree. Die Rehkoteletts werden zwei Tage vor dem Gebrauch in einer Marinade von Oel, etwas Weißwein oder Weinessig, Lorbeerblatt, Thymian und Gewürzkörnern ruhen gelassen. Dann brät man sie in Butter und belegt sie mit feingeschnittenen Champignons und mit Scheiben frischgebratener Gänseleber. — Zum Maronenpüree werden die Kastanien oder Maronen von der äußeren Schale befreit und fünf Minuten aufgekocht, dann nimmt man mit dem Schaumlöffel die Kastanien aus dem Kochwasser und zieht sofort die braune Haut ab, so lange sie noch ganz heiß sind. Dann werden sie durch die Fleischmaschine gedreht, in brauner Butter im Kochtopf unter sorgfältigem Umrühren gedämpft, mit Salz und Muskat gewürzt. Auf das in großer Schüssel angerichtete Maronenpüree gibt man in Butter geröstete Zwiebeln und legt im Kranz die Rehkoteletts um das Gemüse.

Schokoladencreme. Vier zu festem Schnee geschlagene Eiweiß und 250 Gramm Zucker werden eine halbe Stunde gerührt, 250 Gramm ungeschält geriebene Mandeln und 65 Gramm Schokolade darunter gemengt, längliche Makronen auf ein Papier aufgesetzt und langsam gebacken.

Gemüsesuppe mit Tomaten. (6 Personen. ¾ Stunde.) Kleingeschnittene Mohrrüben, grüne Bohnen mit Kohlrabi, von jedem gleiche Teile, etwa ein Suppenteller voll, werden in kochender Butter 10 bis 15 Minuten gedünstet, dann füllt man so viel kochendes Wasser auf, als man Suppe braucht, salzt und kocht alles weich, aber so, daß es nicht zerfällt. In einer kleinen Kasserolle daneben kocht man einen Teil Blumenkohlröschen und eine Handvoll sehr kleiner neuer, geschälter Kartoffeln, jedes für sich gar; gibt beides dann an die Suppe, fügt den Brei von 6 in wenig Wasser gedämpften, durch ein Sieb gerührten Tomaten, etwas feinen Pfeffer und 8 bis 10 Tropfen Maggi-Würze dazu, schmeckt ab, und richtet die Suppe über geröstete Semmelscheiben an.

Tipsy-Kuchen. Ein sehr feiner, hoher Biskuitkuchen (Turban) wird dicht mit langgeschnittenen Mandeln bespickt und wiederholt (bereits am Abend vor dem Auftischen) mit einer Mischung von ⅔ Kognak, ⅓ Zuckerwasser begossen, so daß der Kuchen völlig damit durchtränkt ist. Dieser wird auf eine große tiefe Schüssel gestellt und schon am frühen Morgen gießt man eine dicke, mit Sahne verfertigte Vanillecreme darüber.

Semmelauflauf mit Nüssen. Ungefähr 15 Walnüsse werden aus den harten Schalen genommen und sehr fein gestoßen, dann rührt man 60 Gramm Butter mit 60 Gramm Zucker schaumig, rührt nach und nach 3 Eigelb, eine Prise Salz, etwas süße Sahne, die Nüsse, 60 Gramm in Milch geweichtes und fest ausgedrücktes Weißbrot und gibt den festen Schnee der 3 Eiweiß dazu; dann bäckt man den Auflauf in gebutterter Form zirka eine Stunde.

Freund der Kinderwelt.

Papageiengeschichten.

Naturkundige berichten, daß die Papageien wohl sprechen, aber nicht denken; trotzdem hat der Papagei den Kniff, zu gewissen Gelegenheiten passende Bemerkungen zu machen. Da wird eine Anekdote von der Königin Adelaide von England, der Gattin Wilhelms IV. erzählt, die eines Tages den Wunsch hatte, den Hof-Juwelier zu sehen und ihn kommen ließ. Während der Verhandlungen rief ein Lieblingspapagei, der sich im selben Zimmer befand, aus: „Du schuftiger Jude!" Dieser Ausspruch war niemals vorher von Polly gebraucht und ist auch später niemals wieder gehört worden. — Ein anderer Papagei, der in einem großen Landhaus wohnte, beäugte eines Morgens neugierig die Besucher, als sie durch die Tür kamen. Und als der kleinste Herr eintrat, rief der Papagei in sichtlicher Verwirrung: „Und wer zum Teufel, bist denn du?" Es war Lord John Russell. — Papageien kann man fast alles lehren, obgleich sie nicht die Bedeutung der Worte kennen, die sie gebrauchen. Nach und nach begreifen sie jedoch manches, lernen, daß „Guten Morgen" ein Willkommensgruß, und „Lebewohl" ein Abschiedsgruß bedeutet, aber allen anderen Ausdrücken legen sie keine Bedeutung unter. — Die Schwester des Dichters Swinburne hatte einen Papagei, der singen und das französische Lied rezitieren konnte: „Mabrouck s'en va-t-en guerre" und vor kurzem hörte der Berichterstatter in Wales einen Papagei eine Mischung von Englisch und Wallisisch sprechen. — Als der Dichter Campell auf der Insel Mull weilte, hörte er eine wahre Begebenheit von einem Papagei, die ihn derart fesselte, daß er die Macht des Gedächtnisses und die Anpassungsfähigkeit des Tieres in einem Gedicht verherrlichte. Der Papagei war vom spanischen Festland auf die Insel Mull gebracht worden, und lebte so lange, daß seine Flügel grau vom Alter wurden. Er wurde blind, anscheinend auch noch taub. Als ihn einmal ein spanischer Fremder in spanischer Sprache anrief antwortete der Vogel in derselben Sprache, flatterte freudig und fiel tot zu Boden. — Obgleich der Papagei die Sprache nachäffen kann, ohne zu wissen, was seine Worte bedeuten, so begreift er doch schnell, daß gewisse Aussprüche ihm Vorteil verschaffen, und andere ihm Schelle einbringen, andere wieder ihn aus dem Zimmer, in dem er ist, verbannen. — Bei einer Gelegenheit hatte ein Papagei zum wenigsten den Verstand, zu erkennen, daß seine Reden ihn aus einer Gefahr retten würden. — Theophile Gautier erzählt diese Geschichte. Ein Papagei wurde für eine Zeit in seine Obhut gegeben, als er bemerkte, daß seine Lieblingskatze mit eifersüchtigen Augen den Eindringling belauerte. Vorsichtig näherte sich die Katze, vermeinend, daß das grüne Hühnchen gut zu essen sei. Als sie in gefahrvoller Nähe war, fragte der Papagei langsam und ernst: „Hast du schon gefrühstückt, James?" Die erschrockene Katze verbarg sich unter dem Bett und begegnete dem Papagei von da ab mit dem nötigen Respekt.

Aus dem Englischen von Tilla Block.

Das Geheimnis des Vogelzuges.

Die Sonne sinkt tiefer am Horizont. Wenige Wochen nur noch, und die Vögel, die nur im Sommer unsere gemäßigte Zone aufsuchen, rüsten sich zum Zuge nach dem Süden. In langen Reihen werden die Schwalben auf den Telegraphendrähten sitzen. Die Stare sammeln sich zu gewaltigen Wolken, bedecken schwarz die Stoppelfelder. Einzelne der Vögel, wie der Pirol, haben uns bereits verlassen, und auch der Storch rüstet schon zur Reise. Der Herbstflug der Zugvögel beginnt. Die Menschen haben von jeher diesen seltsamen Zug der Vögel nachdenklich betrachtet und ihre Vermutungen über den Grund dieser seltsamen Vogelzüge angestellt. Solange die Gelehrten über die Probleme der Natur ihre Theorien aufstellen, solange streiten sie sich auch über das Geheimnis des Vogelzuges. Schon die alten Griechen hatten beobachtet, daß manche Vögel im Winter plötzlich nicht mehr vorhanden waren, und solange glaubte man, daß der Storch, die Schwalbe und die Lerche, genau wie Frosch und Schlange, an irgend einem verborgenen geheimen Ort ihren Winterschlaf hielten. Erst jahrzehntelange sorgfältige Beobachtung, erst die Verbesserung der Verkehrsverbindungen, die das Weltbild erheblich vergrößerte, ließ die Menschen erkennen, daß Jahr um Jahr die ungeheuren Scharen von Schwalben, Wachteln Lerchen, Staren, Störchen, Kranichen im Herbst nach dem Süden und im Frühjahr nach dem Norden ziehen. Mit unheimlicher Regelmäßigkeit, mit unbegreiflicher Gesetzmäßigkeit. Jahrzehntelang wußte man kaum, woher sie kamen, wohin sie zogen. Um den Zug der Vögel zu erkunden, legte man Vogelwarten an. Die versahen Tausende von jungen Vögeln mit Fußringen, auf denen genau Daten und Angaben vorhanden waren. So erfuhr man dann allmählich, wohin die Vögel zogen und welchen Weg sie nahmen. Man fand eine Ostseemöve in Mexiko und einen Kranich aus dem russischen Norden an den Quellen des Nils und erkannte auf diese Weise, daß die Reise der Vögel oft mehrere tausend Kilometer betrug.

Aber so viel Einzelheiten wir immer über den Vogelflug wissen, das Problem als Ganzes ist noch ungelöst. Noch immer kennen wir den Zug der Kraniche nicht, der Kraniche, deren unübersehbare Züge schon im alten Griechenland als ein so gewaltiges Naturwunder empfunden wurde, daß die Sage ihnen die Rolle der Rächer des Ibikus zuwies. Selbst über die Flugleistung, die die Vogelheere zurücklegen, besitzen die Naturwissenschaftler noch heute kein klares Bild. Ziehen doch nicht nur Kraniche und Störche viele tausend Kilometer von Lappland bis nach Südafrika, selbst die kleinen und kleinsten unserer Vögel, Nachtigall, Rotschwanz und Blaukehlchen, sogar die zierliche Bachstelze haben Forscher mitten in der Wüste Sahara gefunden. Bald ziehen sie dicht über den Boden dahin, wie eine Wolke die Sonne verfinsternd, bald in 4000 und 5000 Meter Höhe, unsichtbar dem menschlichen Auge. Die einen fliegen nur ein paar Stunden am Tage, rasten in der übrigen Zeit und halten sich in den Wäldern verborgen, die andern ziehen ihren Weg ohne Unterlaß von der aufgehenden zur sinkenden Sonne. Die Wildgänse und viele Entenarten ziehen nur des Nachts gen Süden.

Aber am unerklärlichsten ist die Frage: Warum ziehen sie überhaupt? Warum führen sie dieses ewige Nomandenleben? Auch hierfür haben die Wissenschaftler noch keine ausreichende Antwort gefunden. Man nimmt an, daß in früheren klimatischen Perioden, etwa in der Tertiärzeit die klimatischen Veränderungen, die der Eiszeit vorangingen, die Vögel gezwungen haben, dem alle Nahrung zerstörenden Winter zu entfliehen. So entstanden zuerst die Strichvögel, und unter ihnen entwickelten sich die flugbegabten schließlich zu Zugvögeln. Aber selbst wenn diese unbefriedigende Erklärung ausreichen würde, um verständlich zu machen, warum die Vögel die unwirtlichen Gebiete verließen, so bleibt es noch immer ein Geheimnis, warum sie nicht in jenen wärmeren Ländern verblieben, warum sie im Frühjahr wieder zu den alten Nist- und Brutplätzen zurückkehren. Kennen auch sie jenes seltsame Heimatgefühl, jene Sehnsucht nach dem Ort, da sie geboren wurden, an dem auch ihre Kinder geboren werden sollen, den sie nur verlassen, weil der Nahrungsmangel dazu zwingt und zu dem sie mit unwandelbarer Treue wieder zurückkehren, sobald der strenge Winter wieder vergangen?

Aber auch mit der Beantwortung dieser Fragen ist das Problem noch nicht erschöpft. Noch bleibt die Frage: wie finden sie ihren Weg, wie steuern sie durch Wolken und Nebel über Land und Meer, wie findet der aus dem fernen Afrika kommende Storch sein Heimatdorf, seine alte Scheune wieder? Wer zeigt den Möwen den Weg von Ostpreußen nach Mexiko, den Weg über den gewaltigen Ozean, den wir in der Luft heute mit den modernsten technischen Hilfsmitteln noch nicht mit Sicherheit zu finden wissen. Wer leitet die zierliche Bachstelze, deren ganzes Blickfeld nur wenige Kilometer umfassen kann, bis ins Innere Afrikas?

Auf alle diese Fragen bleibt die Wissenschaft uns bis heute die Antwort schuldig. Noch ist das Geheimnis des Vogelzuges ungelöst.

Polynesische Anekdote

Von Sigismund von Radecki.

Der verschollene Rudolf Johannes Schmied, Dichter des wunderschönen Kinderbuches „Carlos und Nicolas", erzählte uns einmal folgende Geschichte, wobei er schwor, daß sie Wort für Wort wahr sei:

Er hatte sich, von Santiago de Chile aus, mit seinem Bruder zusammen in die Südsee aufgemacht, um dort unbekannte Inseln zu entdecken. Und tatsächlich, nach zwei Wochen bereits, setzte er seinen Fuß auf eine grüne Insel, die noch nie ein Weißer betreten hatte. Mit unbeschreiblichem Erorberergefühl spazierte er durch das hohe Gras, — als plötzlich, dicht vor seiner Nase, sieben pechschwarze Gestalten aus dem Gras wachsen und ihm sieben Speere stumm entgegenhalten.

Schmied hatte nicht die geringste Waffe bei sich. Er fühlte, daß er die Situation wenden müsse, da sonst für ihn nicht viel Aussicht auf Fortleben bestand. So streckte er denn, einer blitzartigen Eingebung folgend, seine beiden Arme segnend gegen die Wilden aus und sprach mit tiefer, langgezogener Stimme:

„Ge—duuu—ld!"

Die Schwarzen duckten sich ein wenig, wie vor einem Zauberspruch. Schmied faßte sich ein Herz, streckte die Arme noch feierlicher aus, und sprach mit noch tieferer Stimme ein zweites Mal:

„Ge—duuu—ld!"

Jetzt waren die Schwarzen davon so erschüttert, daß sie betend in die Knie sanken, die Arme ebenfalls ausstreckten und verehrungsvoll im Echo röchelten:

„. . . e—duuu—l . . ."

Schmied blickte triumphierend auf die gekrümmten Ebenholzrücken. Er fühlte, daß er mit ihnen jetzt machen könne, was er wolle.

Und mit einer Keckheit sondergleichen breitete er seine Arme nochmals aus, und sagte laut und deutlich:

„Franz Blei!"

Allein, es erwies sich, daß er den Kannibalen zuviel zugemutet hatte. Schmied berichtet, daß dieses Wort auf sie irgendwie entzaubernd wirkte: mit unwilligen Kehllauten griffen sie nach ihren Speeren und schritten wütend auf den Fremdling los.

Schmied wußte: jetzt ging es ums Leben — — er sprang zur Seite und lief wie ein Wiesel zum Boot zurück. Ein Speer pfiff ihm am linken Ohr vorbei.

Als er keuchend von Land stieß, wußte er, daß er dieses Eiland nie wieder betreten konnte.